

Leseprobe

Die Magie im Harn

(Auszug aus dem 1. Kapitel von *Cagliostros Bekenntnissen*)

Schon früh hatte ich die ahnungsvolle Empfindung, dass es mit mir etwas ganz Besonderes auf sich habe. Jedenfalls ließen sich dafür im Umkreise meiner abergläubischen, wundersüchtigen und phantasiebegabten Landsleute leicht Hinweise und Zeichen finden, wenn man sie nur finden wollte. Ob ich mich beim Palmenfest, dem größten Feste der Insel, das erste Mal inmitten der festlich gekleideten Kinderschar im weißen Engelskostüm präsentierte, an den Schultern goldene Pappflügelchen, die Tante Felicia mit Goldfarbe bemalt; ob meine Taufpatin und Großtante Vincenza mir zu meinem achten Geburtstag aus der Hand las und mir eine große Zukunft prophezeite; ob ich, kaum neunjährig, beim Fest der Hl. Rosalia, unter geduldiger Führung Onkel Mateos und dem Beifallklatschen der Nachbarn, auf dem Maulesel durch die Gassen der *Albergheria* schaukelte wie Jesus beim Einzug in Nazareth - solche mir unvergesslichen Szenen und Auftritte gaben mir, dem vaterlosen und von Mutterliebe nicht gerade verwöhnten Knaben, die dunkle Ahnung und tröstliche Empfindung ein, dass das Auge einer höheren Macht auf mir ruhe, die mich zu Außerordentlichem bestimmt habe...

Vielleicht hat nichts meinen Sinn fürs große Zeremoniell, den ich später als Großmeister der ägyptischen Loge unter Beweis stellte, mehr geprägt als die mit Pomp in Szene gesetzten heiligen und weniger heiligen Umzüge meiner Heimatstadt, in Sonderheit die große Karfreitagsprozession, die wir Buben als Fortsetzung des Karnevals betrachteten.

Wie immer am Hl. Karfreitag versammelten wir uns nach Sonnenuntergang auf dem Cassaro, wie bei uns der Corso genannt wird, und blickten gespannt in Richtung des Doms, von wo die Prozession ihren Ausgang nahm. Wer von meinen Kameraden würde wohl diesmal im Zug der Knaben mitlaufen dürfen, der stets auf den Fackelzug der maskierten Kapuzenmänner folgte? Dem Aufmarsch der Knaben mit ihren Kerzen, Kreuzen und bemalten Laternen folgte stets das Defilee der Mädchen und Jungfern der Stadt, die sich in ihren langen, spitzenbesetzten weißen Kleidern, mit Brautschleiern und Kränzen auf dem Kopfe, als „Bräute des Herrn“ präsentierten. Dass der Herr des Himmels, respektive sein eingeborener Sohn, über so viele Bräute gebot, erregte in meinem Herzen Bewunderung, die sich - ich gestehe es freimütig- schon damals mit einer Art heimlichen Futterneids paarte.

Nun also ist es wieder soweit! Aus der Ferne ertönt Blasmusik. Eine getragene, schwermütige Melodie erklingt - und da naht auch schon der finstere, nicht enden wollende Zug der Kapuzenmänner in ihren weißen Kutten, auf denen in blutroter Farbe ein Kreuz

gemalt ist, die Gesichter hinter spitzen Masken mit kleinen Sehschlitzen verborgen. Sie gehen in strenger Formation, gruppiert nach den Farben ihrer christlichen Bruderschaften, die sie an den Gurten und Stolen, Kreuzen und Quasten ausweisen. In der einen Hand tragen sie brennende Fackeln, mit der anderen schwingen sie die Rute. Ein Schauer läuft mir über den Rücken; und in einer Mischung aus Angst und wohligem Gruseln rücke ich näher an die Mutter und den Großvater heran. Denn natürlich hatte ich schon manche schrecklichen Dinge über die Hl. Inquisition gehört, als die Blutsbruderschaften in spitzen Masken die Todgeweihten auf dem Wege zum Scheiterhaufen begleiteten.

Einer der weißen Kapuzenmänner fasst mich jetzt ins Visier, ich sehe das Weiße seines Auges durch den engen Schlitz seiner Maske, drohend hebt er den Arm und wischt mir mit der Rute übers Gesicht. Mir fährt der Schreck in die Glieder, und mir ist, als müsst' ich vor Angst in die Hose machen. Mein Harndrang nimmt zu, wird schier unerträglich. Wo aber soll ich mich hier, zwischen all den dicht gedrängten Menschen, erleichtern? In meiner Not renne ich bis zur Ecke in die Gasse hinein und verschaffe mir an dem ersten Prellstein endlich Erleichterung.

Doch kaum habe ich meine Hose zugeknöpft, legt sich mir eine schwere Hand auf die Schulter. Ich fahre herum und blicke in die Augenschlitze eines Kapuzenmannes. Der hebt den Kopf, mein Blick folgt ängstlich dem seinen nach oben. Porca Madonna! Da hängt doch in einer Mauernische, just über dem Prellstein, an dem ich mein Wasser abgeschlagen, ein Schrein mit dem Bildnis der Hl. Jungfrau! Ich hatte es in der Eile gar nicht bemerkt.

„Und was ist das?“, zischt der Kapuzenmann zwischen den Zähnen hervor und deutet mit seiner ausgestreckten Rechten auf das gelbliche Ornament meiner Notdurft, das den frischgetünchten Prellstein verziert.

„Ich weiß nicht, Hochwürden!“

„Du weißt es nicht? Schau genau hin, du gottloser Bube!“

Nochmals betrachte ich die sich kreuzenden Linien meiner gelben Harnspur auf dem weißen Kalkstein, doch ich kann wahrlich nichts Auffälliges, geschweige denn Gottloses daran finden.

„Das ist ein Pentagramm, ein Drudenfuß, Kreuzsapperment!“ donnert der Kapuzenmann. Dann bekreuzigt er sich.

Ich wusste bis dahin gar nicht, was ein Pentagramm oder Drudenfuß ist, geschweige denn, welche Bedeutung er hat. Beim nochmaligen Hinstarren fiel mir indes auf, dass die gelben Linien auf dem Kalkstein eine Art Fünfeck bildeten, deren Geraden einander kreuzten. Ich staunte nicht schlecht über das bemerkenswerte geometrische Ornament, das durch

unwillkürliches Hin- und Herschwenken meines Kränchens da mir nichts, dir nichts entstanden war. Ich musste die Magie wohl im Urin haben!

Der maskierte Unhold packte mich am Schlafittchen und schleppte mich sogleich ins nahe gelegene Benediktinerkloster, wo ich die Nacht auf dem feuchten Strohlager einer Klosterzelle verbringen musste. Am nächsten Morgen wurde ich vor den Abt gebracht. Dieser unterzog mich einem peinlichen Verhör, katechisierte mich, dass mir Hören und Sehen verging, und stellte mir die absonderlichsten Fragen: Ob ich zuweilen, beim Anhören der Messe oder während des Einschlafens fremde Stimmen höre? Ob ich Träume oder Gesichte habe mit dämonischen Fratzen, dem Wolfe, Luchse oder Ziegenbock ähnlich? Ob ich während des Abendgebetes manchmal ein Grimmen im Bauche oder ein Rumoren in den Eingeweiden verspüre? - was schon vorgekommen war, nämlich wenn ich faule Eier gegessen oder sauren Wein getrunken. Ob ich gar manchmal in den Leisten und den Hoden ein Ziehen, Brennen und infernalisches Jucken verspüre? - was ich ehrlich verneinte, ich zählte ja erst neun Jahre. Ob ich den Unterschied zwischen weißer und schwarzer Magie kenne? – was ich gleichfalls verneinte.

Nach diesem Verhör musste ich mich entkleiden und wurde, unter Assistenz eines anderen Paters, der mit dem Abt mir unverständliche lateinische Brocken wechselte, einen peinlichen Leibesvisitation unterzogen. Eine Lupe vors Auge geklemmt, suchte der Pater meinen Rücken, meine Brust, meinen Bauch, meine Schenkel, ja, sogar mein empfindlichstes Glied nach ich weiß nicht was ab. Selbst die beiden Muttermale auf meiner Schulter und an meiner Lende erschienen dem Examinator höchst verdächtig. Zu ihrer genaueren Begutachtung winkte er zweimal den Abt herbei, der sie mit mysteriösen lateinischen Namen belegte. Erst später wurde mir klar, dass man meinen unschuldigen Knabekörper nach Hexenmalen durchforscht hatte. Und dass aus der Lage des Pentagramms, das meinem Harndrang entsprungen, zu ersehen war, ob ich in den Bann der weißen oder der schwarzen Magie geraten: Zeigte nämlich eine Spitze des Fünfecks, die für den Kopf des Menschen steht, senkrecht nach oben, dann war dies ein sicheres Indiz für das Wirken der guten Kräfte, also der weißen Magie. Stand das Pentagramm jedoch auf dem Kopf, sodass zwei Spitzen, die für die Füße stehen, nach oben zeigten- und dies war wohl bei mir der Fall gewesen -, dann war dies ein böses Omen, hervorgerufen durch schwarze Magie.

Und so wurde ich noch am selben Tage von besagtem Pater exorziert. Es war eine stundenlange Prozedur, die unter den heftigsten lateinischen Beschwörungen und konvulsivischem Zucken meiner sämtlichen Glieder vor sich ging und mir soviel Angst und

Pein bereitete, dass ich mich an nichts mehr erinnern kann, außer, dass ich in Weihwasser schier ertränkt wurde.

Dass man ihren „Peppino“ wegen eines so lächerlichen Vorfalles exorziert hatte, versetzte die Mutter in helle Empörung. Sie wusste ja nur zu gut, wie schwer ich meinen Harn halten konnte. Sie zog sich ihr einzig gutes Kleid an und marschierte zum Benediktinerkloster, um Beschwerde gegen diesen willkürlichen Gewaltakt zu führen, der die ganze Familie in Verruf zu bringen drohte. Der ernsten Miene des Großvaters und dem beredten Schweigen Onkel Mateos aber konnte ich entnehmen, dass der an mir vollstreckte Exorzismus wohl nicht gar so fehl am Platze gewesen, denn wie Großvater zu sagen pflegte: „Der Junge hat es in sich!“

Mein erster Heiligenschein

(Auszug aus dem 2. Kapitel von *Cagliostros Bekenntnissen*)

Ein geistreicher Zeitgenosse sagte einmal über mich: „Cagliostro hat der Hl. Trinität die Dreifaltigkeit seines profanes Genies entgegengesetzt: Schalk, Ketzer und Scheinheiliger!“

Dem Kloster der Fatebenefratelli gebührt das Verdienst, diese „Dreifaltigkeit meines profanen Genies“ in jeder Weise gefördert zu haben. Es lag, unweit von Caltagirone, auf einer malerischen Anhöhe, von der man bei klarem Wetter in der Ferne die schneebedeckten Gipfel und die ewig lichte Rauchsäule des Monte Gibello sehen konnte, wie der Ätna hierzulande genannt wird. Zurecht sagen die Franzosen von ihm: «On le voit toujours le chapeau blanc et la pipe à la bouche.»

Zwar war die Verpflegung bei den „Barmherzigen Brüdern“ besser als im Seminar San Rocho und die Aufsicht weniger streng; dafür wurden wir Novizen gleich mit zwei religiösen Lastern infiziert: der Heiligenvergötzung und der Übung in christlicher Askese. Der Generalvikar des Klosters stammte nämlich aus Alexandria, und die Einsiedler und Wüstenväter des zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhunderts, die zu den Ikonen der neuen Staatskirche wurden, hatten es ihm besonders angetan. So hatte denn jeder Novize die Aufgabe, einen dieser berühmten frühchristlichen Heiligen zu seinem persönlichen Patron zu erwählen, sich mit seiner Vita, seinen asketischen Übungen, Wundern und Prophezeiungen eingehend zu beschäftigen und dem selbst gewählten Vorbild nach Kräften nachzueifern. Die Klosterbibliothek stellte uns hierzu ein reichliches Schrifttum zur Verfügung.

Auf der Suche nach einem mir gemäßen Heiligen vertiefte ich mich in die Kirchenbücher und studierte die abenteuerlichen Viten und Taten dieser legendären Wundermänner der

christlichen Frühzeit. Sie erstaunten und faszinierten mich ebenso, wie ihr religiöser Eifer und ihre asketischen Übungen meinen Lachmuskel reizten.

Da läuft etwa, zu Beginn des 3. Jahrhunderts, ein junger christlicher Gelehrter namens Origenes, Sohn eines Märtyrers, barfuss durch die Weltstadt Alexandria. Vor einem erlesenen Publikum vornehmer Damen und nach spiritueller Erfahrung dürstenden jungen Gelehrten predigt er einen neuen Lebensstil: den „bios angelikos“, was manche Kirchenväter mit „Keuschheit der Engel“ übersetzten, andere mit „christlicher Askese.“ So überwältigend war der Erfolg des Origenes, dass aus allen Städten des Römischen Reiches Abschriften seiner Askese-Predigten angefordert wurden. Origenes brauchte bald ein Schreibbüro mit einem halben Dutzend „Schönschreiberinnen“. Schön wie die Engel müssen sie gewesen sein, diese „Schönschreiberinnen“, denn mitten im Diktat erlag er der Versuchung. Von rasender Reue gepeinigt schnitt sich der große Keuschheitsprediger von Alexandria das Glied, mit dem er gesündigt, ab. – Sollte ich mir den Erfinder des Zölibats etwa zum Vorbild nehmen, wo ich doch gerade in jenem Alter stand, da im Blute eine kreisende Unruhe beginnt und jenes Glied, das Origenes seinem neuen Gott zu opfern müssen glaubte, mir bis dahin unbekannte Wonnegefühle schenkte?

Der schwache Punkt der Askese war ja das „schwache und sündige Fleisch“. Die eigentliche Verkörperung des Fleisches aber war die Frau. Darum hieß das erste Gebot jeglicher Askese: „Meide die Frau!“ Aber gerade dann, wenn der Mann sie flieht, weit draußen in der Wüste oder in der Abschottung eines Klosters, drängt sie sich seiner Phantasie nur desto heftiger auf. Und gegen diesen Dämon der „porneia“, der auch den Hl. Antonius geplagt (wie sein Chronist berichtet), kam ich nicht an. Beim besten Willen nicht. Ich brauchte nur die hübschen jungen Mägde zu sehen, die mit Weinlaub im Haar und geschürzten Röcken im Weinberg standen und uns Novizen, wenn wir im Gänsemarsch an ihnen vorbeizogen, mit kecken Blicken musterten - und schon fiel mich die Nacht darauf der Dämon der „porneia“ an. Dies hatte auch mit dem heißen Klima zu tun. Von einem bestimmten südlichen Breitengrad an ist Keuschheit physisch einfach nicht mehr möglich oder nur als titanische Selbstüberwindung. Wie schreibt doch ein bekannter Afrikareisender: „Wo die Flamme entfesselter Gelüste einmal lodert, da vermag kein christliches Taufwasser sie mehr zu löschen.“

Darum hatte ich auch größte Mühe, mit den asketischen Übungen meiner Mitbrüder Schritt zu halten. Die einen geißelten sich Brust und Rücken mit Stricken, deren Enden durch Knoten verdickt waren, was die Schmerzen vergrößerte. Die anderen knieten stundenlang auf Holzscheiten vor irgendeinem Heiligenbild, bis sie vor Schmerzen kaum mehr aufstehen

konnten. Ich staunte nicht schlecht, wie erfindungsreich meine Mitbrüder in der Kunst der Selbstkasteiung waren und wie begierig jeder darauf bedacht war, den anderen an Heiligkeit noch zu übertreffen.

Und doch musste auch ich irgendeine asketische Leistung, und sei es nur zum Scheine, vollbringen, wollte ich nicht beim Novizenmeister und beim Generalvikar als „schwach im Glauben“ gelten und in Ungnade fallen. Und dies durfte ich keinesfalls riskieren, denn sonst würde man es mir niemals gestatten, beim Bruder Apotheker in die Lehre zu gehen. Tagelang, während des Chorsingens, des Brevierlesens, des Unterrichts, brütete ich über diesem Problem, bis mir endlich die Erleuchtung kam.

Ich erinnerte mich, in der Schmiede meines Onkels ein Messer gesehen zu haben, welches in der Klinge so eingekerbt war, dass man einen Finger darein legen konnte, sodass es schien, als ob der Finger durchschnitten wäre. Während der Mittagszeit schlich ich mich in die Klosterwerkstatt und stibitzte zwei lange spitze Nägel. Mit Hilfe einer Zange bog ich den einen Nagel dergestalt auseinander, dass in seiner Mitte eine halbkreisförmige Wölbung, eine Art Bügel, entstand. Wenn ich den derart präparierten Nagel vom offenen Fingerspalt des Mittel- und Zeigefingers her auf den Handteller schob, sah es so aus, als habe der Nagel meine Hand durchdrungen.

Aber damit die Durchdringung auch echt und glaubhaft wirkte, musste meine derart „stigmatisierte“ Hand natürlich bluten. Woher das Blut nehmen und wie es im Augenblick der Durchdringung fließen machen? Dieses Problem bereitete mir einiges Kopfzerbrechen. Erst dachte ich an Schweineblut, das Kloster hatte demnächst Schlachttag, doch rasch verwarf ich den Gedanken wieder, denn Blut hat ja die Eigenschaft, schnell zu gerinnen. Es musste also eine Flüssigkeit sein, die nur so aussah wie Blut. Roter Zinnober - das war' s! Ich besorgte mir von dem Kirchenmaler, welcher gerade die Deckengemälde der Klosterkapelle restaurierte, einen Fingerhut voll roten Zinnober. Den verdünnte ich mit einem Esslöffel Wasser und füllte die blutrote Flüssigkeit in ein Stück Darmhaut, die ich oben zuband. Die so gewonnene kleine Kapsel mit „Theaterblut“ ließ sich bequem zwischen Daumen und Zeigefinger verstecken.

Der kleine Kapitellsaal war, wie immer bei geistlichen Vorträgen, voll besetzt. Ich hatte gerade meine disputatio über den Hl. Origines beendet und dafür das Lob des Generalvikars geerntet. Da sagte ich mit jenem demutsvollen Hunde-Blick, den ich mir bei Frater Fernando abgeschaut hatte:

„Wie Seine Eminenz uns gelehrt hat, ist der Weg zum wahren Glauben ein dorniger. Und dieser führt nur über die Überwindung des Fleisches, seiner Begierden wie seiner Schmerzen.

Wenn Seine Eminenz mir erlauben, möchte ich hic et nunc eine Probe meines Glaubens ablegen.“

Der Generalvikar, der unweit von meinem Pulte in einem mit rotem Sammet ausgepolsterten Sessel saß, nickte huldvoll. Nach diesem feierlichen Präludium trat ich auf die kleine Empore unter das Kruzifix und bekreuzigte mich dreimal. Dann zog ich den präparierten Nagel aus der Tasche meiner Kutte, tauchte ihn in das Weihwasserbecken und sagte im inständigen Ton einer Fürbitte:

„Der Herr möge mir beistehen und mir die Kraft verleihen, die Schmerzen dieses geweihten Nagels zu ertragen, so wie er auch seinem eingeborenen Sohn die Kraft für sein Martyrium verlieh.“

Es war mucksmäuschenstill im Raume geworden. Auf mir ruhten jetzt die Blicke von achtzig Novizen, einem Dutzend Confrater und das Auge Seiner Eminenz. Mir zitterten die Knie wie einem Schauspieler, der das erste Mal auf der Bühne steht. Ich führte den langen Nagel, der kaum die Dicke einer Stricknadel hatte, an meine Lippen und küsste ihn, wie man es mit einer Reliquie tut. Dann hob ich langsam den Arm und bohrte den Nagel scheinbar in meine ausgebreitete andere Hand, während ich gleichzeitig mit der Nagelspitze die kleine Kapsel mit dem verdünnten Zinnober ritzte. Sogleich schoss das „Blut“ auf. Ein Aufschrei aus hundert Kehlen. Diesen Augenblick nutzte ich, um rasch den von meinen Fingern verdeckten Bügel des Nagels auf den Handteller zu schieben, bis der Nagel auf der anderen Seite sichtbar in halber Länge hervortrat. Ich biss die Lippen zusammen, wie um den Schmerzensschrei zu unterdrücken. Dann hielt ich die blutende, gleichsam gekreuzigte Hand wie ein Szepter in die Höhe und sprach mit dem selben selig verklärten Lächeln, wie es der Hl. Sebastian auf einem Wandbildnis der Klosterkappelle zeigte, in die ergriffene Versammlung hinein:

„Siehe! Der Herr hat allen Schmerz von mir genommen!“

Die Wirkung dieser asketisch-fakiristischen Illusion war ungeheuer. Viele Novizen fielen auf die Knie und bekreuzigten sich, desgleichen einige der älteren Fratres. Der Generalvikar aber stand mit offenem Munde und verharrte in ungläubigem Staunen, dann aber, mit einem dankbaren Aufseufzen verklärte sich sein Blick. Er trat zu mir auf die Empore und beugte sich mitfühlend über meine blutende, vom Nagel „durchbohrte“ Hand.

„Und du fühlst wirklich keinen Schmerz?“ Ich schüttelte den Kopf. „Mein Sohn, du hast wahrlich eine Probe deines Glaubens gegeben, wie es noch keiner hier vor dir getan. Und der Herr stand dir bei. Aber jetzt ist es genug. Zieh den Nagel wieder heraus! Wasche deine Wunde und lass sie verbinden!“

Mit einem Ruck zog ich den blutverschmierten Tricknagel „aus“ meiner Hand ,und während ich mit einem Tüchlein das Blut von ihm abwischte, vertauschte ich ihn unbemerkt mit dem zweiten unpräparierten Nagel, den ich dem Generalvikar überreichte. Dieser drehte und wendete ihn ergriffen in seiner Hand und wickelte ihn wie eine kostbare Reliquie in ein weißes Batisttuchlein.

So ging ich denn aus dem Wettbewerb der Selbstkasteiung als blendender Sieger hervor und erwarb mir meinen ersten Heiligenschein. Tags darauf rief mich der Generalvikar zu ungewohnter Stunde in sein Kabinett. Meine „stigmatisierte“ Hand trug einen eindrucksvollen Wundverband, den ich aus guten Gründen mir selbst angelegt hatte. Nachdem er sich mitfühlend nach meinem Befinden erkundigt, sagte er, reines Wohlwollen in Blick und Tonfall:

„Mein Sohn! Die Gnade des Herrn ruht auf dir. Du kannst es, im Dienste des Ordens und zur höheren Ehre Gottes, noch weit bringen und verdienst jedwede Förderung. Verspürst du in dir eine besondere Berufung?“

„Die Apotheke!“, schmetterte ich heraus. „Kranken Menschen zu helfen, war mir seit je ein Herzensbedürfnis. Ich fühle mich zum Heiler und Arzt berufen.“

„Nun, vom Apotheker ist es nicht weit zum Wohltäter der Menschheit. Da du es so sehr begehrt, sollst du dem Bruder Apotheker zugeteilt werden.“

Kaum unterdrückte ich meinen Jubelruf. Tags drauf nahm ich den Wundverband von meiner Hand. Denn die Wunde war so schnell und so vollkommen verheilt, dass weder eine eiternde Schwäre noch eine Narbe zu sehen war. „Seht nur“, raunte es andächtig durch die Klosterzellen, „Gott hat seine Wunde über Nacht geheilt!“

Potemkin und sein Adamsstab

(Auszug aus dem 14. Kapitel von *Cagliostros Bekenntnissen*. – Als berühmter Magier und Heilkünstler tourt der selbsternannte Graf Alessandro di Cagliostro mit seiner Frau und Komplizin, der Gräfin Serafina, durch Europas Metropolen - von Den Haag bis St. Petersburg)

Der allmächtige Favorit der russischen Zarin kam jetzt fast alle Nachmittage in seltsam irisierender Laune ins Haus am Quai du Palais. Er brachte immer etwas mit: Blumen, Naschereien, Kaviar, Sekt oder köstliche Weine. Indes schien er vornehmlich Augen für meine Frau zu haben, genauer gesagt hatte er *ein* Auge für sie, denn das andere hatte er bei irgendeiner Schlacht gegen die Türken eingebüßt, weswegen er im Volksmunde auch der „Zyklop“ genannt wurde. Ihm ging ja ein außerordentlicher Ruf als Schürzenjäger voraus,

dessen galante Affairen für viel Gesprächsstoff in den Sankt Petersburger Salons sorgten; selbst die Zarin, so wurde erzählt, würde sich über diese totlachen. Bei all seiner Machtfülle war dem Großfürsten nichts Menschliches fremd, er hatte tausend hübsche Anekdoten auf Lager und konnte auch über sich selbst lachen. Da er selbst ein Emporkömmling war, ein Haudegen und Offizier, der Katherina in den gefährlichen Tagen ihrer Palastrevolution unerschrocken zur Seite gestanden und von ihr für seine Treue und seine Liebesdienste mit unermesslichen Gütern und den höchsten Staatsämtern belohnt worden war, mochte er Männer meines Schlages; seine erfahrene Spürnase sagte ihm wohl, dass auch ich mich aus kleinen Verhältnissen kühn emporgeschwungen hatte.

„Ich möchte wetten, Väterchen“, sagte er lachend zu mir, „du bist weder von Adel, noch ist dein wirklicher Name Cagliostro. Vielleicht war dein Vater ein einfacher Fuhrknecht oder Abdecker, und du stammst aus irgendeinem trostlosen Kaff des Südens! Doch egal! Ich mag solche bunten Vögel wie dich, die sich über die Tristesse des Lebens kühn erheben und es verstehen, mit ihrer orientalischen Wundertüte das Publikum zu faszinieren. Ein Pfau, der sein prächtiges Rad dreht, ist einfach hübscher anzuschauen als ein grauer Gänserich mit Stummelschwänzchen... Und als Medicus bist du unschlagbar ... Trinken wir auf den künftigen Leibarzt Ihrer Majestät der Kaiserin, den Grafen Cagliostro!“

Er hob sein Glas und prostete mir zu.

Leibarzt der russischen Zarin – wenn das keine glänzende Aussicht war! Schon von Berufes wegen muss sich ja ein Leibarzt mit den Intima des hochherrschaftlichen Leibes vertraut machen - und da kann denn so manches geschehen. Auch eine Zarin ist schließlich nur eine *femelle!*

„Da müsste allerdings erst Dr. Roggerson bei Katherina in Ungnade fallen. Und wie ich ihn kenne, hat er hat wohl keine Gelegenheit ausgelassen, mich bei ihr anzuschwärzen.“

„Roggerson!“ - Potemkin machte eine wegwerfende Armbewegung- „Der Schotte ist ein medizinischer Einfallspinsel. In letzter Zeit ist die Zarin ziemlich unzufrieden mit ihm.“

„Unzufrieden? Warum?“

„Nun, sie macht gerade ihre Wechseljahre durch, klagt unaufhörlich über Verdauungsbeschwerden, geschwollene Beine, fliegende Hitze und Atemnot. Und dem Schotten fällt nicht mehr ein, als ihr kalte Umschläge zu verordnen und sie zur Ader zu lassen... Im übrigen- womit hat er sich seine Meriten bei ihr verdient? Diese bestehen zur Hauptsache darin, die Anwärter für das Bett der Zarin auf Geschlechtskrankheiten zu untersuchen, und wenn die Liebhaber ihr Soll nicht erfüllen, verabreicht er ihnen zur Stärkung die Spanischen Fliege. Erfüllen sie aber ihr Soll, werden sie von der Zarin auf das

Großzügigste beschenkt - erst recht dann, wenn sie wieder einem jüngeren Liebhaber weichen müssen, an denen unsere geliebte Herrscherin umso mehr Gefallen findet, je älter sie wird. Entre nous: Katherinas Kanal ist der teuerste in ganz Sankt Petersburg.“

Ich war ziemlich ernüchtert: Ich kam also nur als Leibarzt Katerinas in Betracht. Für ihren Leib – ich meine Liebhaber war ich entschieden zu alt.

„Ich, als Favorit außer Diensten“, fuhr Potemkin mit seinem trockenem Humor fort, „tue ja mein Bestes und gehe jede Woche die Garde meiner Offiziere durch, um für Nachschub zu sorgen. Doch inzwischen haben meine jungen Heißsporne mehr Angst, im Bett der Kaiserin zu versagen als auf dem Schlachtfeld. Und da ich die Ehre habe, ihr die Liebhaber aussuchen zu dürfen, steht dabei immer auch meine Ehre auf dem Spiel.“

Serafina musste so kichern, dass sie sich am Wein verschluckte und zu husten anfang. Bevor ich ihr zu Hilfe kommen konnte, war schon Potemkin zur Stelle, klopfte ihr auf den Rücken und reichte ihr galant sein seidenes Schnupftuch.

Eines Abends - der russische Winter war mit tagelangem Schneefall über die Stadt hereingebrochen, die Newa war schon zugefroren - , kehrte ich spät und ziemlich ermattet vom Krankenhaus zurück. Da Serafina nicht zu Hause war, wandte ich mich an Generalleutnant Miller. Dieser teilte mir mit, Fürst Potemkin sei wieder da gewesen und habe meine Frau zu einer Schlittenpartie eingeladen. Bei den Worten „wieder“ und „Schlittenpartie“ schürzte er die Lippen zu einem spöttischen Lächeln. Was hatte das zu bedeuten?

Stunde um Stunde verging- doch meine Frau kam nicht zurück. Im Kamin brannten die Scheite. Die Flammen brien meinen Rücken, aber die Fensterscheiben blieben gefroren. Ich hauchte Gucklöcher hinein, die rasch wieder zugingen ... Es war also nicht das erste Mal, das Potemkin hier erschien, während ich im Krankenhaus zum Wohle der Menschheit arbeitete. Nicht das erste Mal, dass er mit meiner Frau Schlitten fuhr! Maledetto! Alle wussten von der neuen Affaire des Großfürsten, halb Petersburg wusste davon – nur ich nicht! Welch eine Blamage! Ich hätte mich selbst ohrfeigen können für meine Blindheit.

Endlich, kurz vor Mitternacht kam sie. Ihre Hände steckten in einem Muff aus Biberpelz- wohl ein Geschenk ihres Liebhabers. Sie hatte eine ausgesprochen rosige Gesichtsfarbe, die gewiss nicht nur von der Kälte kam.

„So ist das also: Während ich mich für das Wohl der Armen und Kranken abrackere, rodelst du mit dem Großfürsten!“

Sie leugnete es nicht.

Ich machte ihr eine Szene, wie sie im sizilianischen „Handbuch für betrogene Ehemänner“ steht. Nachdem sich der erste Wetterstrahl meines Zornes über ihr entladen, sagte sie mit unverschämter Ruhe:

„Was beklagst du dich, Dickerchen! Bei uns ist ja schon lang tote Hose. Bist ja nur noch mit deinen hochfliegenden Plänen und deiner Karriere beschäftigt. Wann lädt man mich endlich zu Hofe? Wann empfängt mich die Kaiserin? Wird ich vielleicht ihr Leibarzt? Wundert mich nur, dass du vor Ehrgeiz noch nicht geplatzt bist!“

„Ehrgeiz? Alles was ich tue, tue ich, um Gutes zu wirken und der bedrückten Menschheit zu helfen!“

Sie lachte mich aus. „Am schönsten sind die Illusionen, die man über sich selber hat!“

Ich hatte nicht übel Lust, ihr eine Tracht Prügel zu verpassen; doch in Anbetracht meines guten Rufes als Freund und Beschützer des schwachen Geschlechtes verkniff ich es mir.

„Reden wir lieber über deinen Ehrgeiz, du Pute! Wie sehr muss sich doch ein ehemaliges Dienstmädchen, eine ungebildete römische Gans gebauchpinselt fühlen, wenn sie zur Mätresse eines russischen Großfürsten avanciert!“

„Das hat mit Ehrgeiz gar nichts zu tun. Grigori gefällt mir als Mann - und nicht weil er ein Großfürst ist!“

„Wenn du schon andere Männer haben musst, solltest du wenigstens solche nehmen, die ich dir aussuche. So haben wir das früher gehalten. Auch ist es guter russischer Brauch! ... Übrigens hoffe ich nicht, dass es dir umgekehrt ergeht wie der Zarin, deren Liebhaber immer jünger werden, je älter sie wird. Potemkin geht bereits auf die fünfzig zu!“

„Dafür liebt er mit der Glut eines Zwanzigjährigen! ... Im übrigen ist mein Verhältnis mit Grigori deiner Karriere nur förderlich: Er wird sich dankbar erweisen und dir das Tor zu Katherinas Hof öffnen. Das ist doch ein schöner Trost für dich- oder nicht?“

Leider gab es in Russland keinen Gesetzesparagrafen für betrogene Ehemänner wie in Frankreich. Das Land war eben noch sehr rückständig.

Der Samowar der Sensationen brodelte. Die Affaire Potemkins mit der Frau des Grafen Cagliostro war bald das Lieblingsthema der Petersburger Salons, zumal der Großfürst als Liebhaber einen ähnlich wunderbaren Ruf genoss wie ich als Arzt und Heilkünstler. Zwar tat ich so, als ginge der Klatsch mich nichts an und als bemerke ich die grinsenden Visagen und das Getuschle hinter meinem Rücken nicht, innerlich aber kochte ich vor Zorn. Vor allem über jenes böse Bonmot, das bald die Runde in den Salons und Kaffeehäusern machte:

„Cagliostro kann Tote zum Leben erwecken - ausgenommen seine Frau. Die erweckt Potemkin!“

Was tun? Ich konnte Serafina schlechterdings nicht den Umgang just mit dem Mann verbieten, der mein machtvoller Gönner und einziger Schirmherr bei Hofe war. So suchte ich denn, gute Miene zu bösem Spiel zu machen, wenn der Großfürst mich mit seinem Besuche beehrte. Ich lachte höflich über seine Bonmots und Histörchen, obschon ich sie längst nicht mehr amüsan fand. Serafina suchte nicht einmal vor mir zu verbergen, wie verliebt sie in „ihren Grigori“ war und dass sie sich gerne von ihm verwöhnen ließ – in jeder Beziehung!... „Mit der Glut eines Zwanzigjährigen!“ Nun ja, nach zehn Ehejahren lässt die Glut eben etwas nach. In letzter Zeit hatte sich zwischen mir und meiner Frau ein Ton eingeschlichen, der nicht gerade geeignet war, sie wieder anzufachen: Wie oft nannte sie mich nicht „Dickerchen!“ und ich sie „Pute“!

Ich konnte nur hoffen, dass diese Affaire bald zu Ende ging - wie Potemkins andere Affairen auch, und dass er sich wenigstens dankbar erweisen würde. Indes wartete ich Woche um Woche vergebens auf eine Einladung zu Hofe. Ich wurde zunehmend reizbarer und übellauniger und konnte mich kaum mehr richtig auf meine ärztliche Tätigkeit konzentrieren. In meiner Zerstretheit unterliefen mir peinliche Schnitzer, die meinem Rufe ernstlich zu schaden drohten. Des öfteren verwechselte ich bei der Ausgabe der Arzneien die Patienten und ihre Krankheiten. Der, welcher Ohrenschmerzen hatte, erhielt das Abführmittel und bekam nun zum Ohrenschmerz noch den Dünnschiss dazu, der andere, der an Obstipation litt, nahm dafür die Ohrentropfen ein, die seinem Magen übel bekamen. Kurz: Ich war auf dem besten Wege, zu dem Kurpfuscher zu werden, für den mich gewisse Leute hielten.

Nein!, so konnte es nicht mehr weitergehen. Etwas musste geschehen. Aber was? Gab es denn keinen Weg, kein Mittel, diesen russischen Liebestöter wieder von meiner Frau abzuziehen, ohne dass ich ihn dabei brüskierte und Gefahr lief, seine Gunst und seinen so dringend benötigten Schutz zu verlieren?

Eines Tages nahm ich wie gewöhnlich im Gasthof nahe dem Volkskrankenhaus mein Mittagmahl. Der Wirt hatte mir einen Gulasch serviert, welcher dermaßen scharf gewürzt war, dass es mir fast die Zunge und den Mund verbrannte. Unter Protest ließ ich das Gericht zurückgehen. Während ich mir den brennenden Gaumen mit Wodka ausspülte, hatte ich plötzlich eine Erleuchtung: Ließe sich denn nicht auch ein anderes „Leibgericht“ so stark verwürzen, dass dem Esser die Lust daran verginge? Von der Idee zur Ausführung war es nur ein kurzer Weg .

Just dieser Tage fand eine Soirée im Palais des Großfürsten statt. Während er, in bester Champagnerlaune, vor allen Gästen meine Frau karessierte, entfernte ich mich unbemerkt aus dem Salon und begab mich in die obere Etage, wo sein Schlafzimmer war. Auf dem Nachttisch neben dem französischen Himmelbett lag das, was ich suchte: Ein angebrochenes Päckchen mit englischen Präservativen der Luxusklasse.. Rasch zog ich aus meiner Tasche ein Tütchen mit weißem pulverisiertem Pfeffer und gab eine Messerspitze davon in die schlauchförmigen Darmhäute, die innen mit Samt und Seide gefüttert waren. Die so präparierten Präservative rollte ich wieder zusammen und steckte sie in das Päckchen zurück..

Am nächsten Tage erschien der Diener des Großfürsten im Krankenhaus und bat mich, sofort ins Palais Potemkin zu kommen, sein Herr habe eine sehr schmerzhaft Havarie erlitten. Natürlich ließ ich sofort alles stehen und liegen, um meinem hohen Gönner zu Hilfe zu eilen.

Doch Welch ein trostloser Anblick bot sich mir dar, als ich sein Kabinett betrat! Der Fürst saß in seinem Morgenmantel auf dem französischen Himmelbett und krümmte sich vor Schmerz: Mit beiden Händen hielt er seine Leisten, respektive sein Geschlecht umklammert und stöhnte wie ein verwundeter Krieger.

„Um Gottes willen, mein Fürst! Was ist Ihnen geschehen?“

Mit einer Gebärde stummer Verzweiflung schlug er die Schöße seines seidengefütterten Mantels auseinander und entblöbte sein großfürstliches Glied. Es war über und über mit roten Pusteln und Placken bedeckt, welche so fürchterlich brannten und juckten, dass er sich in einem fort kratzen musste.

Ich klemmte mir die Lupe vors Auge, um mir die Kalamität genauer zu betrachten Vor allem die Spitze des Bajonetts, die Eichel, war in einem jammervollen Zustand - eine einzige rote juckende Wunde. -Strafe muss sein! Der Pfeffer auf Cayenne wird ja auch von Sträflingen geerntet.

„Hm! Sehr seltsam! Sieht aus, als hätten Sie den Scharlach, mein Fürst!... Haben Sie diese roten Flecken und Placken vielleicht auch an anderen Stellen Ihres Corpus?“

„Nein! Nur hier ..an meinem...“ Ein neuer Juckreiz ließ ihn den Satz nicht vollenden.

„Dann ist es nicht der Scharlach“, erklärte ich mit wissender Miene, „denn der findet sich normalerweise auch an anderen Körperstellen, sondern ein Excema digitalis extremitatis.“

„Gott, was ist das?“

„Ein Ausschlag, der fast ausschließlich die Extremitäten, also die Endglieder des Corpus affiziert- leider auch jenes empfindliche Endglied, das der Anfang so vieler unsrer Wonnen ist ... Seit wann haben Sie diesen Ausschlag, mein Fürst?“

„Er ist ganz plötzlich gekommen“, erklärte Potemkin mit leidender Miene. „Es begann gestern nacht, als ich dieses verfluchte Ding da überzog!“

Er deutete auf ein zerknittertes Artefakt, das auf dem Nachttisch lag. Ich ergriff das corpus delicti und nahm es unter die Lupe.

„Vielleicht haben Sie ja eine Allergie gegen alles Englische, in Sonderheit gegen englische Kondome, mein Fürst? Ich hatte mal einen Patienten, der war gegen Chinaseide allergisch. Bei der Behandlung stellte sich heraus, dass er eine unüberwindliche Abneigung gegen alles Chinesische hatte: gegen chinesische Fächer und Handschuhe, chinesische Vasen und Porzellan.“

„Aber ich benutze die englischen Kondome seit vielen Jahren“, sagte Potemkin mit weinerlicher Stimme, „und hatte noch nie einen solch tückischen Ausschlag!“

Ich zog eine sehr bedenkliche Miene. „Dann ist es vielleicht doch keine Allergie, mein Fürst, sondern ...“ Ich seufzte schwer und starrte bedrückt vor mich hin.

„Sondern? ... Spuck's schon aus, Väterchen!“

„Die französische Krankheit!“

„Du meinst ... die Syphilis?“

Potemkin erbleichte. Sein sonst so strahlendes Zykloopenauge blickte trübe – wie ein erloschener Stern.

„Doch wollen wir den Teufel nicht gleich an die Wand malen. Es kann sich, wie gesagt, auch um eine Allergie handeln. Darum werde ich, wenn Sie erlauben, zunächst mit einer heilenden Wundsalbe gegen das Übel vorgehen, damit sich Ihr Adamsstab nicht weiter entzündet.“

Nachdem ich sein heiligstes Glied gehörig gesalbt - bei jeder Berührung der roten Flecken stöhnte er auf vor Schmerz- , es mit Watte und einer Binde umwickelt, bot der allmächtige Favorit der Zarin ein wenig fürstliches Bild; sah er doch aus wie ein Invalide, ein Spottbild der Liebe!

„Eine bittere Pille muss ich Ihnen leider verordnen, mein Fürst! Bis die Allergie wieder abgeklungen und das Exzem verheilt ist – wir wollen mal von dem geringeren Übel ausgehen -, müssen Sie strengste Enthaltbarkeit üben – auch mit Rücksicht auf die Damen, die Sie mit Ihrer Gunst zu beehren pflegen!“

„Und wie lange wird das dauern?“

„Vierzig Tage zum mindesten.“

„Vierzig Tage Quarantäne?“, stöhnte Potemkin. „Das ist ja wie bei deiner ägyptischen Fastenkur ...Wie soll ich das durchstehen, Väterchen?“

„Nun, mein Fürst“, erwiderte ich, „auch die platonische Liebe - gewissermaßen eine endlose Vorlust - kann sehr erregend sein.“

Strafe muss sein! Der Pfeffer auf Cayenne wird ja auch von Sträflingen geerntet.

Nun war endlich Ruhe im fürstlichen Puff. Dass ihre heiße Affaire mit dem Großfürsten fortan einer rein platonischen Beziehung weichen musste, war eine bittere Pille für Serafina. Mir schmeckte sie umso besser, zumal sich mein Magen schlagartig besserte und mein Appetit wieder zurückkehrte. Auch der üble Klatsch hinter meinem Rücken hörte auf. Während der ersten Zeit der Quarantäne litt meine Frau ganz schön unter dem Entzug. Doch wie man weiß, gibt es gegen Liebeskummer kein besseres Mittel als Arbeit. Indem sie sich im „Haus des reinen Wässerchens“, an der Seite ihres legitimen Mannes, aufopfernd der Pflege der Kranken widmete, fand sie denn auch die Ruhe ihres Herzens wieder.

Welch ein Gewese um das eigene Fleisch und Blut!

„Sususu, Bambino, sususu!“

Serafina wiegte den Säugling sanft in ihren Armen und sang ihm ein römisches Wiegenlied. Im Lehnstuhl vor dem Kamin saß, das Strickzeug im Schoß, die russische Amme, sie war eingenickt. Behutsam legte Serafina den Säugling in die Wiege und deckte ihn zu.

Es war ein kalter Nachmittag Anfang April. Eisige Winde fegten ums Haus. Nach dem ersten Erwachen des Frühlings lag St. Petersburg wieder in frostiger Starre. Ich trat an die Wiege und strich dem Säugling sanft über die entzündeten Äuglein und die heiße Stirn. Sein Fieber war noch immer nicht gewichen. Sein Atem ging schwach und unregelmäßig.

„Wirst du es durchbringen, Alessandro?“

„Ich denke schon!“

„Du hast es der Fürstin versprochen!“, mahnte Serafina, „Wenn du nur nicht das Geld schon genommen hättest!“

„Dio mio! Wenn man es mir freiwillig ins Haus bringt? Ich habe niemanden darum gebeten.“

„Du hättest es nicht annehmen dürfen - nicht eher, als bis das Kindchen wieder gesund ist!“

Vor zwei Tagen war unerwartet die junge Fürstin Golizin vorgefahren, in ihrem Arm hielt sie ihren dick verpackten fiebrigen Säugling. Mit Tränen in den Augen bat sie mich, ihr sterbenskrankes Kind wieder gesund zu machen. Die Ärzte wüssten ihm nicht mehr zu helfen. Sie versprach mich fürstlich zu entlohnen. Wie konnte ich mich den Tränen einer jungen, verzweifelten Mutter verweigern, zumal sie mir - mit aller gebotenen Dezenz, versteht sich - gleich einen Umschlag mit 500 Silberrubeln zusteckte? Das Leben in Sankt Petersburg war nicht gerade billig, und der Betrieb meines Krankenhauses hatte sehr an unsren Reserven gezehrt. Da kam mir die Offerte der Fürstin Golizin gerade recht. Ich versprach ihr, das Kindchen zu heilen, machte aber zur Bedingung, dass es in meinem Hause bleibe, damit ich es ständig unter Beobachtung habe. So blieb denn die Wiege mit dem Säugling samt der Amme vorerst in unserem Hause.

Verzückt ruhte Serafinas Blick auf dem schlafenden Baby. „Guck mal, wie fein seine Fingerchen sind! Und wie zierlich seine Öhrchen! Was für ein goldiger Schatz! ...Wann machen wir endlich auch ein Bambino, Alessandro?“

„Sobald ich sicher sein kann, dass ich auch sein Vater bin.“

Sie schluckte. Der Stich hatte gesessen.

Die Wanduhr schlug fünf. Serafina riss sich vom Anblick des schlafenden Säuglings los, gab mir einen Kuss auf die Backe und wandte sich zur Tür. Sie hatte heute ihren Nachtdienst im Krankenhaus. Auf der Schwelle drehte sie sich noch einmal um:

„Und dass du mir ja gut auf das Kleine aufpasst!“

„Keine Sorge! Ich werde an seiner Wiege wachen!“

„Wach auf, Alessandro! Es ist schon elf Uhr morgens!“

Serafina rüttelte mich wach. Ich gähnte, rieb mir die Augen und räkelte mich langsam aus meinem Lehnstuhl.

„Hab’ ich so lange geschlafen?... Kein Wunder! Hab ja auch die Nacht kein Auge zugetan!“

„Geht’s dem Bambino besser?“

„Besser? Es ist kerngesund. Überzeuge dich selbst!“

Wir traten beide ins Nebenzimmer, wo sich uns ein Anblick reinsten Freude bot: der Säugling lag nackt auf dem Wickeltisch, strampelte lustig mit Ärmchen und Beinchen und krähte vor Vergnügen die Amme an. Die Verwandlung von gestern auf heute war wirklich frappierend.

„Und es hat auch kein Fieber mehr?“

„Seine Temperatur ist ganz normal!“

Serafina befühlte dem Säugling Wange und Stirn, dann kniete sie am Wickeltisch nieder und murmelte mit nassen Augen ein Dankgebet. Als sie sich wieder erhob, fiel sie mir um den Hals.

„Du glaubst gar nicht, wie froh und erleichtert ich bin! Ich fürchtete schon, das Kleine würde die Nacht nicht überleben.... Du bist wirklich ein Genie, Alessandro!, der größte Heilkünstler auf dem Erdenrund!“, rief sie bewundernd aus und blickte mir zärtlich in die Augen. Wie lange hatte ich diesen Blick vermisst! Jetzt war sie vom Potemkin-Fieber kuriert.

„Und wie erst die Fürstin sich freuen wird!“, rief Serafina. „Wir müssen gleich nach ihr schicken!“

Es gibt wahrlich keine schönere Freude, als andere Menschen glücklich zu machen! Auch ich vergoss Tränen der Rührung, als die Fürstin Golizin mit tränenüberströmtem Gesicht ihr über Nacht gesundes Baby in die Arme schloss. Dass es mir gelungen war, den bittersten Schmerz, den eine Mutter erleiden kann, von der Fürstin abzuwenden, versöhnte mich mit so manchen Widrigkeiten, Anfeindungen und moralischen Anfechtungen, die der Beruf des Arztes so mit sich bringt. Für die gelungene Kur erhielt ich noch einmal 500 Silberrubel.

Serafina indes wurde bald von einer wehmütigen Sehnsucht erfasst. Seit das Kindchen abgeholt worden war, kamen ihr die Räume leer und verlassen vor.

Eines Nachmittags, als sie gerade eine russische Steckpuppe zusammen setzte, die ich ihr geschenkt hatte, fragte sie mich wieder:

„Wann machen wir endlich ein Bambino, Liebster?“

Immerhin nannte sie mich jetzt wieder „Liebster“! und nicht mehr „Dickerchen!“

„Sobald wir unser unstetes Leben aufgegeben haben und festen Boden unter den Füßen haben.“

„Aber wann wird das sein? ... Sind für eine Frau denn Kinder nicht das Natürlichste auf der Welt, Alessandro? Für fremder Leute Kinder tust du alles, aber so oft ich den Wunsch nach einem eigenen äußere, wiegelst du ab.“

Ein lauter Tumult im Treppenhaus ließ mich plötzlich aufhorchen. Eine schrille Männerstimme rief: „Lasst mich zu ihm! Lasst mich zu ihm! Er soll mir Rede und Antwort stehen- dieser Betrüger!“

Mir stockte der Atem, Serafina erblasste. Ich wollte mich gerade auf den Balkon flüchten, doch schon ward die Tür aufgestoßen, und mit der Miene eines Blutvergießers stürmte Fürst Golizin herein.

„Sie haben uns ein falsches Kind untergeschoben, Sie Schuft, Sie!“

„Aber mein Fürst! Wer hat Ihnen denn diesen Unsinn eingeredet?“

Der Fürst kam, die Hand am Degen, auf mich zu. Ich suchte Deckung hinter Serafinas Sessel.

„Sie haben wohl gedacht, meine Frau bemerke es nicht, da sie schlecht sieht. Aber ich habe sehr scharfe Augen. Als ich gestern von einer Reise zurückkehrte, sah ich sofort, dass dieses Kind nicht das meine ist. Es hat grünliche Augen, mein Wladimir dagegen hat himmelblaue Augen ...Wo ist er ? Was haben Sie mit meinem Söhnchen gemacht?“ Er zog den Degen blank.

„Auf ein Wort, mein Fürst!“ Zum Zeichen meiner Ergebung hob ich beide Arme, indes mir die Knie schlotterten. „Die Augenfarbe der Babys kann noch wechseln. Wussten Sie das denn nicht?“

Golizin runzelte die Brauen; er war irritiert. Doch dann stieß er zornig hervor:

„Mein Wladimir hat, genau wie sein Vater und sein Großvater, einen verkürzten kleinen Zeh – der sichere Beweis, dass dieses Kind von mir ist. Der Balg aber, den Sie uns untergeschoben, hat einen kleinen Zeh von ganz normaler Länge.“

„Kein Wunder, mein Fürst! Die Gliedmaßen der Babys pflegen in diesem zarten Alter so rasch zu wachsen wie Bambussprossen. Bedenken Sie: Sie haben ihren kleinen Wladimir, wer weiß wie lange, nicht gesehen.“

Golizins Hand glitt vom Degengriff. Seine Miene wurde unsicher. Wenn dieses Baby nun doch sein Söhnlein wäre, jedoch ohne das untrügliche Merkmal seines Vaters - so fragte er sich wohl - , war es denn dann auch wirklich sein eigen Fleisch und Blut?

„Ich werde Ihre Erklärungen, Herr Graf!, von der Kommission der Petersburger Ärzteschaft prüfen lassen! Sollte sich herausstellen, dass Sie gelogen und uns ein falsches Kind untergeschoben haben, werde ich dafür sorgen, dass Sie den Rest ihres Lebens in der Peter- und Paul-Festung oder den Bergwerken Sibiriens verbringen. Verlassen Sie sich drauf!“

Mit diesen Worten verließ Golizin das Haus. Serafina saß zusammengebrochen im Sessel und starrte mit toten Augen vor sich hin. Doch war jetzt keine Zeit für Erklärungen. Ich ließ sofort die Koffer packen.

Welch ein Gewese die feinen Leute doch um ihr eigen Fleisch und Blut machen!

Serafina hatte sich in die Ecke der Kutsche gedrückt, um mir ja nicht zu nahe zu kommen. Erst als wir die bedrohlichen Schatten der Peter- und Paul-Festung und die Stadttore von Sankt Petersburg hinter uns hatten, fand sie ihre Sprache wieder:

„Einer Mutter ein falsches Kind unterschieben!... Es ist ungeheuerlich!“

Wie soll man das einer Frau nur erklären! „Ich tat’s doch aus Mitleid. Wollte der Fürstin den Schmerz ersparen! Und es wäre ja auch gelungen, wenn ihr bornierter Gatte nicht ...!“

„Sprich ein einziges Mal die Wahrheit, Alessandro! Du tatest es wegen des Geldes, und wolltest eine verpfuschte Kur vertuschen, dem Tod selber ein Schnippchen schlagen. Tauschst einfach ein todkrankes gegen ein gesundes Baby aus, als wären es Requisiten aus deinem magischen Koffer! ... Hast du eigentlich gar kein Gewissen?“

Sie sah mich an, als begreife sie erst jetzt, mit welchem Unhold sie verheiratet war.

„Was sollt’ ich denn machen? Kurz nachdem du fort gingst, hörte das Baby plötzlich zu atmen auf und gab seinen Geist auf. Sein Fieber war zu hoch. Kein Arzt der Welt hätt’ es noch retten können ...Ich war ganz untröstlich und dachte nur an die arme Fürstin und ihren Schmerz, wenn sie ihr totes Kind entgegnähme. Und plötzlich kam mir die rettende Idee: Warum sollte sie nicht das Mutterglück mit einem anderen, gesunden Baby genießen, zumal ja eines dem anderen gleich sieht? Und da sie, wie mir aufgefallen war, stark kurzsichtig ist ...“

„Dachtest du, die Vertauschung würde nicht auffallen. Was bist du nur für ein Kindskopf! Und von dir wollte ich ein Kind!“ Serafina schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.

Was, zum Teufel!, hatte denn das eine mit dem anderen zu tun? Verstehe einer die Logik der Weiber!

„In ganz Russland wird man dich jetzt als Betrüger ausschreien. Und wir können von Glück sagen, wenn wir noch unbeschadet über die Landesgrenzen kommen.“

„Was heißt hier Betrüger? Hat der angebliche Betrüger denn nicht barmherziger an der verzweifelten Mutter gehandelt als der, der ihn des ‚Betruges‘ zeiht? Ich erfüllte ihr ihren Herzenswunsch durch eine geglückte Illusion. Hätte ihr Gatte die Vertauschung nicht bemerkt, wäre sie eine glückliche Mutter geblieben, und der arme Findling hätte endlich ein feines Zuhause gehabt.“

„Ein Findling?“

„Hab’ das neue Baby wohl kaum aus dem Ärmel geschüttelt. Ich holte es aus dem Findelhaus. Die Leiterin war froh, wenigstens eines ihrer vielen Findelkinder in guter Obhut zu wissen. Du glaubst ja gar nicht, wie viele Kinder armer Leute Tag für Tag ausgesetzt werden!“

„Verstehe ich dich recht, wolltest du also nicht nur ein, sondern gleich zwei gute Werke vollbringen: der Fürstin ihr Mutterglück erhalten und einem armen Findelkind ein neues Zuhause schenken?“

Endlich fühlte ich mich von meiner Frau verstanden!

Sie brach in hohnvolles Gelächter aus.

„In einer Hinsicht“, sagte sie spitz, „bist du wahrlich ein unübertroffener Meister, ein wahrer Genius: Du verstehst es, noch dem gemeinsten Betrüge den Anschein einer guten und uneigennütigen Handlung zu verleihen – und biegst und lügst dir die Dinge solange zurecht, bist du selber dran glaubst!“

Dass einen die eigene Frau so missverstehen kann! Ach, es ist schon ein Kreuz mit den Weibern!